

Familienpolitisches Schlaraffenland?

Was wir von Frankreich lernen können und was nicht

JÜRGEN LIMINSKI*

Frankreich ist das Superbeispiel. Immer wieder muss der Nachbar herhalten, wenn es um die Geburtenquote geht, und dann verweist man auch regelmäßig auf die flächendeckenden Betreuungsmöglichkeiten, die diese magische Zahl von knapp 1,9 Kindern pro Frau angeblich ermöglichen. Das sei es, was Deutschland von dem Nachbar zu lernen habe. Aber wer sich nur auf die flächendeckende Betreuung stürzt, der verhält sich wie einer, der nur an der Karosserie eines Autos interessiert ist und nicht auch am Motor, an den Reifen, an der Innenausstattung, an den Bremsen und überhaupt an allem, was ein Auto ausmacht. Das Ganze ist entscheidend, nicht nur ein paar Teile.

Das generative Verhalten ist ein Frage des Bewusstseins, der Werte, des Lebensentwurfs. Wer glaubt, ein Input an Betreuungsoptionen ergäbe einen Output an mehr Kindern, der hat ein mechanistisches Menschenbild und von der Freiheit des Christenmenschen offenbar keine Ahnung. Der outet sich eigentlich als Sektionsdenker, also als Ideologe. Es geht bei dieser Thematik aber um Wahlfreiheit und Leistungsgerechtigkeit. Sie ermöglichen ein besseres Leben für Kinder und mit Kindern – dieses Zukunftspro-

gramm sollte das Ziel sein, nicht Selbstverwirklichungsprogramme für Frauen und Manager.

1. Koexistenz der Lebensstile und Lebensformen

Ein Vergleich der beiden Länder und ihrer Lebensstile in Bezug auf Familie muss bei den Wertvorstellungen ansetzen. Wie sieht der ideengeschichtliche Rahmen in Frankreich aus? Die Franzosen sind keineswegs unberührt geblieben, was die Entwicklung des Wertebewusstseins in Europa betrifft, im Gegenteil, sie haben diese Entwicklung führend mitgestaltet, nicht nur mit der Revolution, sondern auch mit der 68er-Bewegung, die, zugegeben, in Deutschland die Gesellschaft tiefer und radikaler umgepflügt hat als in anderen Ländern. Aber die „Ich-Gesellschaft“ – ein soziologischer Begriff – ist natürlich auch in Frankreich eine dominierende Größe, auch dort boomt der Single-Markt, klettern die Wachstumskurven von Tiefkühlfirmen und -produkten stetig nach oben, steigen die Scheidungszahlen, nimmt die Zahl der außerehelichen Kinder rasant zu: Mittlerweile wird fast jedes dritte Kind au-

* Jürgen Liminski ist Diplomjournalist und Politologe. Er bedient regelmäßig rund drei Millionen Leser, moderiert aktuelle Sendungen im Deutschlandfunk und ist Geschäftsführer des „Instituts für Demographie, Allgemeinwohl und Familie e.V.“.

ßerhalb einer Ehe geboren. Zum Vergleich: Im Osten Deutschlands sind es rund 45 Prozent der Kinder, im Westen etwa 15 Prozent.

Auch für Frankreich gilt wie für Deutschland: Noch nie hatte die Massengesellschaft so viele Möglichkeiten der Selbsterkenntnis und der unterschiedlichen Lebensentwürfe, und noch nie konnten so unübersehbare Menschenmassen gleichzeitig und global einem Ereignis beiwohnen wie zum Beispiel dem Abschied von *Johannes Paul II.*, und dennoch ist der Massenmensch noch nie so allein gewesen, vor allem in den Lichtschatten der glamourösen Millionenmetropolen dieser Welt. Einsamkeit wird zum Schicksal für viele, vor allem ältere Menschen. In Deutschland wie in Frankreich. Uns sind noch die Bilder des Sommers 2003 vor Augen, als tausende alter Menschen in Frankreich regelrecht austrockneten oder durch Hitzeschlag starben. Sie waren allein und allein gelassen. Nie waren die Möglichkeiten des Konsums in den Industriegesellschaften größer, üppiger und überfließender. Und dennoch fehlt der Konsumgesellschaft eine entscheidende Option: Die Menschlichkeit. Solidarität, Verständnis, Mitgefühl, Empathie und Gemeinsinn – all das ist schon Mangelware. In Frankreich wie in Deutschland. Die wahre Welt des Menschen hat wenig zu tun mit seiner Warenwelt. Vielfach wird der Mensch selbst zum Konsumartikel.

Die Arbeitsteilung hat in den letzten zwei Jahrhunderten, vor allem seit der großen Revolution, ganz allgemein eine negative Wirkung auf den ersten Lebensraum der Person, auf die Familie ausgeübt. Der Prozess der gesellschaftlichen Atomisierung, der mit der Industrialisierung begann und den Arbeitsplatz und oft auch den Arbeitsort von der Familie entfernte, ja entfremdete, hat den Familienraum eingeengt und die Familienfunktion reduziert auf die Befriedigung der emotionalen Bedürfnisse. Das haben schon Mitscherlich, Meves, Pross, Frankl, Goody, Becker, Skynner und Kaufmann – um nur einige wenige zu

nennen – ausreichend beschrieben. Dieser familiär-gesellschaftliche Strukturwandel traf Frankreich und Deutschland mehr oder weniger gleichermaßen. Er hat Auswirkungen auf die persönlichen Beziehungsstrukturen. Denn gleichzeitig mit der sich verändernden Sozialstruktur sank im Bewusstsein der Gesellschaft die Bedeutung von Ehe und Familie als grundlegende Institution des Zusammenlebens. Fast parallel verlief in Frankreich und Deutschland die Debatte über die Legalisierung gleichgeschlechtlicher Verbindungen, die so genannte „Homo-Ehe“ in Deutschland, der „Pacs“ in Frankreich. In beiden Ländern und manchen anderen in Europa auch ist das gleiche Phänomen zu beobachten: Das Ich wird zum Maßstab, es wächst die Zahl der nichtehelichen Gemeinschaften. Die Soziologen sprechen von der „Pluralisierung privater Lebensformen“ und dem „Monopolverlust der Familie“. Mehr als 90 Prozent aller verheirateten Paare haben bereits vor der Hochzeit zusammengelebt, und die Zahl der ohne Trauschein lebenden Paare steigt kontinuierlich. Vor 20 Jahren waren es in Deutschland 5,8 Prozent aller Paare, heute sind es mehr als doppelt so viel. Der Anteil der nie in ihrem Leben Heiratenden liegt in Deutschland mittlerweile bei 40 Prozent. Auch in Frankreich steigen die Zahlen der nichtehelichen Partnerschaften, signifikant war der Anstieg – wie in Deutschland – in den 1970er und 1980er Jahren des vergangenen Jahrhunderts vor allem bei jüngeren Paaren.

Auch die so genannte „Partnerfluktuation“, die steigenden Scheidungszahlen (trotz sinkender Eheschließungen) und die wachsende Zahl von Singles oder Ein-Personen-Haushalten besonders in den größeren Städten (bisweilen mehr als die Hälfte; insgesamt sind es von den rund 39 Millionen Haushalten in Deutschland fast zwei Fünftel, in Frankreich ein Drittel) sind alarmierende Zeichen einer „Ich-Gesellschaft“. Ihr herausragendes Merkmal ist der Egozentrismus, die

Ich-Bezogenheit ihrer einzelnen Mitglieder. Die traditionelle Familie mit mindestens drei Personen macht mittlerweile in Deutschland weniger als ein Drittel der Haushalte aus. Und das ist nun, wie wir wissen, in Frankreich noch anders, hier gibt es prozentual gesehen doppelt so viele Haushalte mit fünf und mehr Personen. So viele Familien mit drei und mehr Kindern findet man in Europa nur noch in Irland.

Die steigenden Scheidungsziffern führen zu weiteren Phänomena der modernen Beziehungswelt, in Frankreich wie in Deutschland: Viele Geschiedene versuchen es ein zweites oder drittes Mal und bringen oft ein oder mehr Kinder in die neue Ehe mit. Die Zahl der so genannten „Fortsetzungs-“ oder „Patchwork-Familien“ wächst. Anfang 2004 zählte man 658 000 mit insgesamt 1,2 Millionen Kindern. Fast jedes zwölfte Kind kommt aus solch einer Familie. Fast alle haben ihren leiblichen Vater durch Scheidung oder Trennung verloren, kaum eines durch Tod. Die Soziologen rechnen damit, dass jedes fünfte Kind in Deutschland, das zwischen 1990 und 2000 geboren wurde, in den ersten zwei Lebensjahrzehnten die Scheidung seiner Eltern erleben wird. Der Autor Joachim Bessing, selber Vater und Stiefvater – seine Frau brachte eine Tochter in die Ehe mit –, sieht in seinem Buch „Rettet die Familie!“ die Chance der Patchwork-Familie darin, „sich als traditionelle Kernfamilie zu begreifen, sich also gleichsam selbst als Lebensform außer Kraft zu setzen – und damit Standards für die Zukunft ihrer Kinder und deren Familien zu setzen“. Zurück zur traditionellen Kernfamilie mit ihrem Familiensinn und ihrem Gemeinsinn, zurück zu den Blutsbanden und der natürlichen Solidarität – das ist ein mutiges Plädoyer. Es stützt sich auf eigene Erfahrungen und den soziologischen Begriff der „Als-ob-Kernfamilie“. Es zeigt, wie übrigens die Literatur aller Völker seit den griechischen Dramen, dass familiäre Bindungen und Beziehungen nicht beliebig austauschbar oder fol-

genlos zu zerstören sind. In Frankreich wie in Deutschland.

Gerade dieses Plädoyer macht das Paradoxon moderner Gesellschaften mit ihrem sozialen Strukturwandel deutlich. Der Züricher Soziologe Francois Höpflinger bringt es auf diese Formel: „Ein Hauptmerkmal der aktuellen Situation in Europa liegt in der Koexistenz traditioneller und moderner Lebens- und Familienformen. Zwar hat der sozio-ökonomische Wandel in allen europäischen Ländern analoge familiäre Veränderungen ausgelöst, aber stärker als in anderen sozialen Bereichen ist das familiäre Leben durch die Gleichzeitigkeit von Wandel und Kontinuität charakterisiert“.

Es wäre in der Tat verfehlt zu glauben, dass etwa die steigenden Scheidungszahlen zu einer Entwertung von Ehe und Familie führten. Im Gegenteil. Sie machen die Ehe für die Ehepartner nur noch attraktiver, weil man bewusster diesen Bund eingeht. Hinzu kommt der Abbau sozialstaatlicher Sicherungssysteme, der den Wert von Familie als privates Sicherungssystem steigert. Allerdings führt die erhöhte Scheidungshäufigkeit zur Verbreitung vorfamiliärer Lebensformen und verzögert die Familiengründung. Grund ist die Angst vor einer definitiven Bindung und einer möglicherweise lebensprägenden Enttäuschung. Die Scheidungszahlen verunsichern, sie machen den totalen Einsatz der Liebe, das Risiko der Hingabe bewusster. Auch das ist eine Chance. Es wäre zu fragen, ob eine Gesellschaft, die stärker individualisiert ist, auch stärker dazu anleitet, die Person des künftigen Partners zu prüfen, als eine Gesellschaft, in der kollektive Verhaltensmuster bestimmend sind und daher eher die Institution Ehe auf den Prüfstand gestellt wird als die Person. Hier wird man Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland feststellen.

2. Entscheidend ist die Investition

in das Humanvermögen

Die angerissenen Vergleiche zeigen, dass das knapp skizzierte gesellschaftliche Paradoxon ein allgemeines Phänomen ist und für Frankreich wie für Deutschland gilt. Es lebt auch im Einzelnen selbst und ist beiderseits des Rheins auch Gegenstand statistischer Erhebungen. Zum Beispiel kontrastiert der Wunsch, die Gesellschaft möge künftig mehr Wert auf Familienleben legen (so in Deutschland 91 Prozent aller Befragten, in Frankreich 89, in Großbritannien 88) mit den Einschätzungen, die Gesellschaft in Deutschland werde egoistischer, kälter (71 Prozent), Geld werde wichtiger, die Menschen materialistischer (68 Prozent); die Familie werde an Bedeutung zunehmen, glauben nur 17 Prozent und sogar nur 6 Prozent nehmen an, dass es künftig mehr Solidarität, mehr Zusammenhalt gebe (Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1998–2002, Band 11). Das sieht in Frankreich doch anders aus, und das schlägt sich auch in den Zahlen über die Haushaltsstruktur nieder. Man verwirklicht den Wunsch nach Familie mit Kindern öfter.

Die höhere Geburtenquote Frankreichs, mit die höchste in der EU, hat mit der Subjektförderung zu tun. Hier kann man lernen. In Deutschland frönt man dem Prinzip der Objektförderung. Man investiert in Gebäude, Institute, Planstellen. In Frankreich geschieht beides. Man fördert Einrichtungen und gibt Eltern Geld in die Hand, man fördert auch Subjekte. Das geschieht auf vielerlei Weise, direkt und indirekt. Die familienpolitischen Maßnahmen enthalten das klassische Repertoire, also Kindergeld („allocations familiales“), Wohngeld, Mutterschaftsurlaub, Baby-Rentenjahre, bis hin zu spezifisch französischen Maßnahmen wie Familiensplitting („quotient familial“), Familienzulagen, Geburtsbeihilfen („allocations pré-et postnatales“), Geburts- und Adoptionsurlaub, Schulbeginnhilfe („allocation de rentrée scolaire“), Alleinerziehendenhilfe, Haushaltsgründungsdarlehen, Umzugs- oder Re-

novierungsprämie. Insgesamt sind es rund drei Dutzend einzelne Posten, plus Sondermaßnahmen. Seit 2004 kommt die Geburtenprämie für jedes Kind von 800 Euro und ein Kindergeld von 160 Euro für das erste Kind hinzu – bis 2004 bekamen Eltern für das erste Kind nichts, ein Unikum in Europa. Außerdem wurde ebenfalls einkommensabhängig eine Lohnersatzleistung von mindestens 500 Euro pro Monat über drei Jahre eingeführt, zusätzlich zum Kindergeld. Hier könnte Deutschland viel lernen, wenn es in den Menschen, in die Subjekte und ihre Lebensumstände investieren wollte, statt eine kollektivistische Ideologie zu füttern. Die Franzosen tun es, und das dürfte Frankreichs Stellung als heimliche Führungsmacht Europas festigen. Denn wer in einem alternden Kontinent in die Zukunft und das heißt in die Familien investiert, der wird innovativ, konsumfreudig und dynamisch bleiben, Eigenschaften, die einem alternden Volk eher abgehen.

Ganz allgemein, also für alle im Bundestag vertretenen Parteien lässt sich sagen: Während in Deutschland Familie immer noch weitgehend als Privatsache oder als Kostenträger der Sozialhaushalte angesehen und ihre gesellschaftliche Bedeutung aus historisch-psychologischen Gründen weitgehend verdrängt wird – wer sich zu sehr für Familie als Institution einsetzt, gerät leicht unter Nationalismusverdacht –, geht man in Frankreich traditionell sehr viel unbefangener an diese Fragen heran. Die Einstellung, das Denken ist das Problem. Die Lebensumstände sind durchaus vergleichbar. Aber die Einstellung der Regierungen in Deutschland – auch der früheren unter Bundeskanzler Kohl – zur Familie ist eine andere als in Frankreich. Hier die private Nische, dort der gesellschaftliche Auftrag. Hier die Subjekt – dort die Objektförderung. Hier wird, wie Kirchhof bemerkt, die Arbeit der Mütter oder die häusliche Arbeit unter dem Begriff der „Schattenwirtschaft“ geführt, dort wird sie anerkannt

und gefördert und, sofern sie bezahlt ist, in das Bruttosozialprodukt integriert. Natürlich wird noch viel Familienarbeit gratis geleistet, aber der Schatten ist weg, es gibt Sonne für die Familie. Hier fehlt der Blick für die Totale, man ist hektisch und mit prophetischem Eifer bemüht, die Kinder in irgendwelche kollektiven Einrichtungen zu verfrachten, dort bietet man einen ganzen Fächer von Möglichkeiten an, so dass die Familien ihrer Situation gemäß eine Wahl treffen können. Das ist eine Frage des Stellenwerts und der Familienkultur. Im Übrigen hat Brandenburg, ein Bundesland mit flächendeckenden Betreuungseinrichtungen, eine noch geringere Geburtenquote als der ohnehin niedrige Bundesdurchschnitt. Bayern, das Land mit den wenigsten Kindergärten und Krippen, liegt dagegen über dem Durchschnitt. Man sieht: Das Ganze, die Einstellung, die Wahlmöglichkeiten sind entscheidend, nicht nur ein Element, das mit ideologischer Intoleranz verwirklicht werden soll.

Familienpolitik ist eine Frage des Bewusstseins und damit auch der Kultur eines Landes. Die Familienkultur ist, wie im gesamten christlichen Kulturkreis, tief verankert. Die Unverzichtbarkeit steht mittlerweile auch in Deutschland nicht mehr außer Frage, aber die Leistungsgerechtigkeit sehr wohl. Sie allerdings wird in Frankreich schon lange thematisiert. So forderte etwa der Abgeordnete *Lemire* schon vor mehr als 100 Jahren, am 28. Oktober 1898, in der Nationalversammlung die Einführung eines Familiengeldes oder Erziehungslohns mit dem Argument der Leistungsgerechtigkeit. Er sagte: „Das, was ich von der Kammer fordere, nenne ich weder Hilfe noch Entschädigung. Denn eine Hilfe wird bei einem drängenden oder vorübergehenden Bedarf gewährt, und eine Entschädigung erhält man für einen Verlust. Eine Familie zu haben, bedeutet jedoch, weder einen Unfall noch einen Schaden erlitten zu haben. Eine Zuwendung wie das Familiengeld ist eine Gegenleistung für einen

Dienst. Die Familie leistet einen sozialen Dienst.“

Der familienpolitische Diskurs in Frankreich ist traditionell geprägt von staatlichem und privatem Interesse. *De Gaulle* schrieb in seinen Memoiren: „Von allen Investitionen ist die Erhöhung der Bevölkerungszahl in Frankreich zweifellos die wichtigste“. Er schrieb diesen Satz und handelte danach, als Frankreich in Trümmern lag und sich nach deutschem Denken familienpolitische Maßnahmen eigentlich nicht leisten konnte. Aber das ist eine Frage der politischen Prioritätensetzung, nicht der Finanzierung, des Bewusstseins vom realen Wert der Familie, nicht nur für die Wirtschaft, sondern für alle, für die Gesellschaft. Und selbst da gibt es Unterschiede. *Jean Didier Lecaillon*, der renommierte Professor für Volkswirtschaft, sagte auf dem Straßburger Kongress „Familie als Beruf“ im Europaparlament im November 2000 zu diesem Denken: „Ökonomie wird allzu oft mit Rechnungswesen verwechselt. Man betrachtet nur die Höhe einer Ausgabe, ohne zu unterscheiden, ob es sich bei ihr um Konsum oder um Investition handelt. Die wichtigste Frage ist nicht: Wie viel kostet es? Sondern: Wieviel bringt es ein? Wenn es um die Familie geht, muss man sich darauf einigen können, dass man es im Allgemeinen mit Investitionen zu tun hat.“

Für die Franzosen handelt es sich um eine Investition in die wichtigste und immer knapper werdende Ressource, in das Humankapital. Es ist eine Investition in die Zukunft. Dafür geht man auch mal auf die Straße. Als die Linksregierung *Jospin* 1998 das Kindergeld einkommensabhängig gestalten wollte, kam es zu Massenprotesten. Es war der Auftakt zu einer bürgerlichen Protestbewegung gegen die Familienpolitik dieser Regierung mit Artikeln der Empörung in fast allen Zeitschriften, Demonstrationen von Familienverbänden und aufgeregten Debatten im Parlament. Wäre das bei uns möglich? Sicher, es findet langsam, millimeterweise ein

Wandel im Denken statt, aber würden nicht auch heute noch die Verfechter der Familie mit Kübeln von Häme überschüttet? In Frankreich findet jedenfalls seit 1999 jedes Jahr eine nationale Familienkonferenz der Regierung und Verbände statt. Auf einer der jüngsten wurden trotz der knappen Kassen – Frankreich gehört zu den Ländern, die von der EU-Kommission wegen der Nichterfüllung der Defizitkriterien ermahnt und verfolgt werden – erneut Maßnahmen zugunsten der Familien und einer höheren Geburtenquote beschlossen. Der damalige Premierminister Raffarin nannte unverblümt den Grund: „Die Familie ist eine soziale Investition“. Auch aus demographischen Gründen, wie der Regierungschef ausdrücklich sagte, sollen bis 2007 pro Jahr zusätzlich eine Milliarde Euro in verbesserte Betreuungsmöglichkeiten und neue Krippenplätze, in eine Geburtsprämie schon für das erste Kind und in Betreuungszuschüsse fließen. Auch Mütter, die sich entschließen, zu Hause zu bleiben, werden mehr Geld erhalten.

Die Schlüsselbegriffe für diese und all die anderen bereits existierenden Maßnahmen sind Leistungsgerechtigkeit und Wahlfreiheit. Man erkennt die gesellschaftspolitische Leistung der Familien an und will den Frauen deshalb auch eine echte Wahlfreiheit lassen. Die Frauenerwerbsquote, Fetisch der deutschen Diskussion, liegt in Frankreich übrigens nach OECD-Angaben niedriger als in Deutschland und zwar bei 59 Prozent im Vergleich zu 61 Prozent in Deutschland. Die höhere Geburtenrate von 1,87 Kindern pro Frau korreliert also nicht immer mit einer höheren Frauenerwerbsquote, wie es heute in der deutschen Diskussion suggeriert wird. Sie wird auch nicht gesteigert durch ein erhöhtes Angebot an Betreuungseinrichtungen, siehe das Beispiel Brandenburg. Auch in Frankreich selbst ist dieses Angebot dank der *Écoles Maternelles* schon seit Jahrzehnten flächendeckend, wenigstens für die Altersgruppe ab zwei, drei Jahren. Und auch Horte

und Krippen gibt es in weit größerer Zahl als in Deutschland, ohne dass dies einen signifikanten Einfluss auf die Geburtenquote ausgeübt hätte. Auf den Mix kommt es an, Betreuung ist nur eine Option.

Familienpolitik ist keine Frage von Liebhaberei oder Freundlichkeiten. Familienpolitik gehört zum Kerngeschäft des Staates. Es ist somit auch eine Priorität. In diesem Sinn hat die französische Regierung ihr Programm für Familien erneuert und ausgeweitet, ein Programm, das man mit Fug und Recht ein Investitionsprogramm nennen kann – auch wenn die Kommissare in Brüssel das anders sehen und wegen der zunächst höheren Ausgaben am Defizit Frankreichs herummäkeln. In Krisenzeiten müssen Prioritäten eben anders gesetzt werden. Aber keine Familienkasse und kein republikanischer Mutterorden kann so motivieren wie das, was die Soziologin *Jeanne Fagnani*, 61, dem Beruf zuschreibt: „Bezahlte Arbeit ist konstitutiv für die Identität der französischen Mütter“. Ihre Arbeit als Mutter wird honoriert. Es findet keine Diskriminierung statt, weder als Rabenmutter noch als Heimchen am Herd. Man braucht sich nicht zu schämen, mehrere Kinder zu haben. Die „strukturelle Rücksichtslosigkeit“, von der der Soziologe *Kaufmann* sprach, findet nicht statt. Im Gegenteil, es gibt auch ein kleines aber direktes Honorar für die Arbeit der Mutter und Hausfrau.

3. Die Folgen: Mehr Wachstum, mehr Kinder, mehr Lebensfreude, mehr Freiheit

Anders ist die Lage der Frauen in Deutschland. Sie wollen angesichts des erhöhten Armutsrisikos keine Kinder haben. Niemand wird gern freiwillig arm. Mittlerweile bleibt jede dritte Frau in Deutschland ihr Leben lang kinderlos. Das wiederum hat Folgen, nicht nur für die Sozialsysteme, denen die Beitragszahler fehlen, sondern auch für Wirtschaft und Arbeitsmarkt. Es fehlen Konsum-

menten und damit entfällt auch der Produktionsanreiz. Ein Gedankenexperiment: Wenn seit 1970 gar keine Kinder mehr geboren worden wären, wäre der jüngste Bundesbürger jetzt 33 Jahre alt. Wir bräuchten keine Kinderärzte, Schulen, Lehrer, Kinderkleidung, Kindernahrung etc. Dieser Prozess läuft nun in historischer Zeitlupe ab. Die Geburtenzahl hat sich seit Mitte der 1960er Jahre halbiert. Ganze Branchen siechen dahin. Gleichzeitig drängen die über 33-Jährigen in unserem Experiment auf den Arbeitsmarkt, wo es aber weniger Arbeit gibt. Dieser Prozess des Gedankenexperiments vollzieht sich in Deutschland in Zeitlupe. In der Tat, der seit Jahren stagnierende Binnenkonsum hat hier eine von der Politik gern verdrängte Ursache: Es fehlen die Kinder, die konsumieren würden. Die Konjunktur lebt nur vom Export. In Frankreich dagegen stützt der Binnenkonsum die Konjunktur, das Wachstum liegt seit Jahren regelmäßig etwa ein bis zwei Prozent über dem deutschen Wachstum, trotz der bürokratisch verregelten und immer noch weitgehend zentralistisch-paternalistisch geführten Wirtschaft.

Der große neoliberale Ökonom und Nobelpreisträger Friedrich August von Hayek hat diese Zusammenhänge einmal in den Satz verdichtet: „Die zwei wichtigsten Institute einer freien Gesellschaft sind erstens das private Eigentum und zweitens die Familie.“ Wie es scheint, sind diese Zusammenhänge verloren gegangen. Familie ist für viele Politiker ein Kostenfaktor und Kostengänger. Sie übersehen, dass die Familie ein Motor des Konsums und damit der Produktion ist. Ihre Missachtung oder Ausbeutung und die Aufwertung angeblich kaufkräftiger Singles hat zunächst die Folge, dass weniger Kinder geboren werden. Es gibt den Zusammenhang zwischen Geld und Fertilität. 90 Prozent der Paare, die Kinder wollten und dennoch keine oder nur eins bekommen, geben als Grund die Kosten an.

Das demographische Defizit, beziehungs-

weise die Veralterung der Gesellschaft hat auch unmittelbare Folgen für die Wirtschaft insgesamt. Zum Beispiel den Wohnungsbau. In großen Städten bestehen die Haushalte zur Hälfte bereits aus Einzelpersonen. In Berlin, Frankfurt, Hamburg, Düsseldorf, München bestimmen Singles, „Dinks“ (Double income no kids – doppeltes Einkommen, keine Kinder) und Oldies die Wohnstruktur und den Markt. Und mit dem Markt auch das öffentliche Leben und Lebensgefühl, wenigstens in den Medien. Es ist geradezu symptomatisch, wie sehr der Anteil von Börsen Nachrichten in den Medien gestiegen ist. Untrügliche Zeichen der neuen Zeit sind auch: Tiefkühlprodukte boomen durch alle Konjunkturzyklen hinweg, Babyartikel werden zu Ladenhütern oder bestenfalls zu Exportartikeln. Es erscheinen auch schon Artikel, die Zusammenhänge herstellen zwischen Alterung und Wachstum, zwischen Börse und Geburten. Zum Beispiel in der „WELT“: „Wegen der demographischen Entwicklung kann das Wirtschaftswachstum in Europa langfristig um bis zu 1,5 Prozent jährlich gedrückt werden. Ohne ökonomisches Wachstum fällt es Unternehmen aber schwer, ihre Umsätze und Gewinne zu erhöhen. Das sind schlechte Nachrichten für Anleger, die auf steigende Dividende und Aktienkurse hoffen. Aber auch Anleihebesitzer könnten eine unangenehme Überraschung erleben. Falls die Staaten ihre Verschuldung erhöhen müssen, um die Sozialsysteme zu retten, könnte dies mit hochschnellenden Renditen einhergehen. Steigende Rendite indes bringen einen Verfall der Bondnotierungen mit sich.“ Das ifo-Institut in München wird im Oktober eine Studie über Fertilität und Wirtschaftswachstum veröffentlichen. An ihr wurde fast anderthalb Jahre gearbeitet, und sie weist nach, dass es diesen „demographic gap“, die Wachstumslücke, aufgrund der schwächeren Demographie gibt. Das Thema ist Neuland für die Wirtschaftswissenschaft, seit Adam Smith galt Familie als Privatsache. Erst der ne-

oliberaler Ökonom Gary Becker hat die Familie als Wirtschaftsfaktor wieder entdeckt und in die Wissenschaft eingeführt. Dafür erhielt er auch den Nobelpreis.

Amerika widmet sich diesen Zusammenhängen mit einer gewissen Unbefangenheit. Ein anderer Amerikaner, Harry Dent, hat eine Studie angefertigt über den engen Zusammenhang zwischen der Demographie eines Landes und der Entwicklung der Börsenkurse. Die treibende Kraft einer Volkswirtschaft seien die Ausgaben der Konsumenten, sagt er, und das Ausgabenverhalten lasse sich relativ genau bestimmen. Der gemeine Amerikaner sozusagen gibt demnach mit 46,5 Jahren am meisten aus, der Deutsche Normalverbraucher mit 50 Jahren. Dent hat nun die Entwicklung der Geburtenrate mit dem Dow Jones verglichen – und zwar vorgetragen um eben diese 46,5 Jahre – und festgestellt, dass eine Geburtenwelle eine hausseträchtige Ausgabenwelle vor sich herschiebt, die die Börsenkurse beflügelt und zwar dann, wenn die Menschen das Alter mit den höchsten Ausgaben erreichen. Diese These lässt sich auch am Beispiel Japan historisch nachweisen, und die seit mehr als zehn Jahren anhaltende Baisse und die Konjunkturschwäche Japans hat auch mit der Alterung der dortigen Bevölkerung zu tun. Für Deutschland heißt das: Bis etwa 2014 wird der Aktienmarkt von der kommenden Ausgabenwelle der geburtenstarken Jahrgänge noch nach oben getragen oder oben gehalten, und dann kommen die ganz mageren Zeiten.

All das sind Forschungen oder begründete und plausible Spekulationen. Man könnte sie fortsetzen. Professor Horst Siebert, ehemals Direktor des Kieler Weltwirtschaftsinstituts und einer der „fünf Weisen“, hat mehrfach darauf hingewiesen, dass mit der Alterung der Konsum sinkt, die Innovationskraft nachlässt und die Kosten der Sozialsysteme steigen. Wir befinden uns bereits auf einer schiefen Ebene. Aber der Neigungswinkel ist noch so sanft, dass man den Zusammenhang

zwischen dem Wohl der Familie und dem Gemeinwohl oder der Gesamtwirtschaft verdrängen kann, ohne sich lächerlich zu machen. In etwa sieben, acht Jahren wird das anders sein. Dann wird man klarer sehen, dass man sich auf einem Waschbrett befindet und die Fahrt abwärts geht. In Frankreich ist bereits ein Buch erschienen mit dem Titel „Le Choc de 2006“ von Michel Godet, der diesen Zusammenhang thematisiert und auch Wohlstands- oder Elendslinien zu Ehe und Scheidung zieht.

Frankreich ist auch für diese Fragen sensibilisiert und verfolgt eine klar natalistische Politik. Lange Zeit wurden Familien besonders für das dritte Kind finanziell „belohnt“, jetzt kommt es der Regierung offenbar auf jedes Kind an. Offensichtlich entscheiden sich viele Frauen für eine Familienphase und zwar in einem Lebensabschnitt, der es ermöglicht, auch mehrere Kinder zu haben und zu erziehen, also nicht erst Ende 30, Anfang 40. Sie haben dank der Vielzahl der Maßnahmen auch die Wahlfreiheit, dies zu tun. Der Beitrag der Frauen misst sich in Zeit. Selbst die Frauen, die neben der Familienarbeit oder dem Familienmanagement einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachgehen, tun dies meist teilzeitig. Und selbst bei den Frauen, die vollzeitig außer Haus beschäftigt sind, gibt es einen markanten Unterschied zu Deutschland. Der Lebensrhythmus in Frankreich geht von acht bis zwölf und von zwei bis fünf. Zwischen zwölf und vierzehn Uhr gibt es eine Mittagspause. In dieser Pause holen die meisten Mütter ihre Kinder aus den Krippen, Horten und Vorschulen ab. Sie essen zusammen. Sie verbringen Zeit zusammen. Sie kommunizieren bei einer grundlegenden, ja vitalen Tätigkeit. Natürlich geschieht das manchmal unter erheblichem Stress, aber es geschieht. Der gedankliche und emotionale Austausch findet statt, die Beziehung lebt und damit auch die Erziehung. Erlebnisse in den Betreuungsanstalten werden verarbeitet. Die Eltern schenken das,

was Kinder sich nachweislich am meisten von ihren Eltern wünschen: Zeit.

Der große Pädagoge Pestalozzi hat einmal seine Forschungsergebnisse und Erfahrungen in einer Art *summa paedagogica* zusammengefasst und nannte sie die drei großen Z: Zuwendung, Zärtlichkeit, Zeit. Die Zeit ist das wichtigste, ohne sie gibt es keine Zuwendung und keine Zärtlichkeit. Hier liegt der große Unterschied zwischen Erziehung und Betreuung. Betreuung ist satt, sauber, beschäftigt. Erziehung sind die drei Z, das heißt Investition in das Humankapital. „Erziehung ist Besenkung mit Menschlichkeit“, nannte es Johannes Paul II. in seinem Brief an die Familien. Das kann außerhalb der Familie in der Regel nur begrenzt geschehen. Die Ergebnisse der Hirnforschung, die vor allem in den USA auch mit Blick auf die Erziehung und Bedürfnisse des Kindes vorangetrieben wird, machen immer deutlicher, dass emotionale Stabilität, mithin klare Bezugsrahmen und gleichbleibende Bezugspersonen, für die gesunde Entwicklung des Kindes grundlegend und vital sind. Sie schaffen das Urvertrauen oder die Vitalbindung, die die Daseinskompetenzen ermöglichen. Mit anderen, kulturraumübergreifenden Worten: Wer Zeit, Zuwendung und Zärtlichkeit schenkt, der schenkt Liebe. Sicher, auch in Frankreich mangelt es daran. Aber man bemüht sich, in diesem Sinn den Familien Freiraum zu verschaffen – mehr kann ein Staat, eine Kommune auch nicht leisten –, und vielleicht macht das den hohen Stellenwert aus, den man in Frankreich den Familien, den Frauen und Müttern immer noch beimisst.

Der Wandel der Gesellschaft beschleunigt sich. Familie aber garantiert die Zukunft. Man weiß, dass von 100 Kindern, die heute auf einem Schulhof spielen, 50 Berufe ausüben werden, die heute noch gar nicht existieren. Konstant aber bleibt die persönliche Beziehung. Für sie zählt nicht, was der andere hat – Geld, Güter, Ideen –, sondern was er ist: Vater, Sohn, Mutter, Tochter, Freund – Men-

schen, Gesichter mit Namen. Für sie lebt man Solidarität. Es ist bezeichnend, dass in der wissenschaftlichen Literatur „die Erzeugung solidarischen Verhaltens“ als ein Grund für den verfassungsrechtlichen Schutz der Familie genannt wird. Es sei eine Leistung, die in der Familie „in einer auf andere Weise nicht erreichbaren Effektivität und Qualität“ erbracht wird. Das ist der Einsatz des Humanvermögens: Eine solidarische Gesellschaft. Die Alternative ist die repressive Gesellschaft. Oder, auf der individuellen Ebene der Familie: Es geht um das Gesetz des Dschungels oder den Primat der Liebe, es geht um die Beziehungsfähigkeit und damit auch um die Glücksfähigkeit der Kinder. Und es geht um die Freiheit. Der „Reformkopf“ des Jahres 2003, der frühere Verfassungsrichter und heutige Steuerexperte Paul Kirchhof zieht, Montesquieu zitierend, folgende Kausalkette: Ohne Familie keine wirksame Erziehung, ohne Erziehung keine Persönlichkeit, ohne Persönlichkeit kein Bewusstsein für die Freiheit. Auch hier wieder: Bei diesen Fragen geht es nicht um kleine Punkte in einem Reformpaket, es geht um das Ganze.

Auf ein ganzheitliches politisches Denken, auf die Zusammenhänge kommt es an. Familie ist eine Querschnittsaufgabe der Politik. Dazu ein Beispiel: Das durchschnittliche Alter der Erstgebärenden in Deutschland und Frankreich liegt nahezu gleich bei 29 Jahren. Aber was ist in diesen 29 Jahren im Leben der deutschen und der französischen Mutter passiert? Die junge deutsche Frau hat mit 19 oder 20 Abitur gemacht, ohne Wiederholung, und dann studiert, etwa sechs, sieben Jahre, das ist der Durchschnitt. Dann hat sie noch mal ein gutes halbes Jahr einen Job gesucht, und mit 27, 28 Jahren angefangen zu arbeiten. Davor hat sie ihren Mann kennengelernt und zwar an der Bildungseinrichtung Uni oder Berufsschule, die wahren Heiratsmärkte heute, wie eine Studie der Universitäten Bamberg und Bremen belegen.

Kein Wunder, denn die Ausbildungswege haben sich verlängert, aber der Biorhythmus nicht, er ist eher kürzer geworden. Nach einem halben, dreiviertel Jahr wurde die junge deutsche Frau schwanger und mit 29 dann Mutter. Die französische Frau hingegen macht mit 17 oder 18 ihr Bac, studiert maximal fünf Jahre (Regelstudienzeit) und tritt mit 23 oder 24 ins Berufsleben ein. Sie arbeitet fünf Jahre, bevor sie das erste Kind bekommt. Sie ist etabliert, hat Berufserfahrung und möchte den Beruf wechseln oder unterbrechen. Sie wird von Beruf Mutter. Da sie über ausreichend Erfahrung verfügt, fällt es ihr auch leichter, einen Teilzeitjob zu bekommen, so dass sie den neuen Beruf mit dem alten besser vereinbaren kann, erst recht, wenn das Kind in die *École maternelle* geht. Ein Systemfehler – hier die zu lange Ausbildung – potenziert sich. Es fehlt nachher die Berufserfahrung, die man vorweisen könnte, hinzu kommt der Frust, weil man die Ausbildung nicht ausnutzen konnte oder jetzt in Stress gerät. Ein Konzept müsste davon ausgehen, was der Mensch braucht, die Mutter und das Kind. Es müsste vom Humanvermögen, der kleinsten Einheit jedes Reformpakets ausgehen.

Ohne solch ein konzeptuelles Denken, das auch in Frankreich weiter ausreifen könnte, werden sich die Schwierigkeiten mit Jugendkriminalität, Drogen etc. vermehren. Die Eltern sind, wie gewohnt in den letz-

ten 30 Jahren, auf sich selbst und die Reststrukturen der traditionellen Familie zurückgeworfen. In ihren Händen und nicht in der öffentlichen Hand liegt es, ob wir solidarische Menschen erziehen oder Menschen, die sich nur anpassen. Der Glaube, Kinder lernten in Kindergärten und Gesamtschulen solidarisches Verhalten, ist eine Illusion. Dort herrscht Gruppenzwang und Leistungsdruck. Dort lernen sie vor allem Anpassung. Solidarität aber lernt der Mensch dort, wo er unabhängig von einer Leistung geliebt und gefördert wird, wo er um seiner selbst willen angenommen ist. Wer das erfahren hat, der kann diese Erfahrung weitergeben. Diese Erfahrung der selbstlosen Liebe aber erlebt der Mensch zuerst in der Familie. Und zwar nicht nur von seinen Eltern, sondern auch von Geschwistern. Eine Gesellschaft, die immer weniger Familien mit zwei und mehr Kindern hat, läuft in die Entsolidarisierungsfalle. Das soziale Klima wird kälter, der Umgang rauer. Genau das passiert in Deutschland. Aber darauf kommt es an, dass wir eine solidarische Gesellschaft haben, in der man gerne lebt und in der die Familie ihren Freiraum hat. Deshalb sollten die Deutschen von anderen lernen, von Frankreich und von Finnland und vielen anderen Ländern. Lernen, nicht kopieren. Nicht das wirtschaftliche Wachstum ist entscheidend, sondern der Mehrwert an Freiraum zur freien Gestaltung der eigenen Lebensform und damit auch an Lebensfreude.